



Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1909

Kleine Geschichte.

Erzählung von Wilhelm Holzamer.

Hörleben

ht der Mühe wert, erzählst zu
Etwas anderes war der
bulin rouge. Das hatte sie
Ind das hatte er sehr lustig
gute gemeint, sie habe sich recht
Ohne den „Herrn Marquis“
stzt zu haben, hätte sie ihm nicht
sie sie jetzt darüber nachdachte,
noch am Abend und den Gauj
ung, das hatte sie auch ver-
hatte doch eine Ehen bevor ge-
kwas in ihrem Empfinden ge-
avor zurückgehalten hatte. Zum
r Lieben bewundert. Es klang
hume hinein. Und wie sie ging
ten ganz sacht und heimlich von
ßen, da lachte sie auf diese
Sie klang mild und weich.
Ich ja, das bedeutet ja nichts.
x Mareel erschreckt. Er hat gar
Und die dumme Eiserne!
doch geru. Und ihr ganz allein.

Strich hielt Germaine manch
Bügeleisen inne. Sie blickte
und großzügig geworden in
e hatte ihre leichte Fröhlichkeit
lachte kaum mehr. Und sie
diesen Winter und Frühling.
Juli war heiß. Fortwährend
am Bügelstisch: „O, es ist heiß.“
söhnte nicht. Sie war still
wie ein trauerndes Wögelchen,
mes Rästigs fühlt. Das hinaus
heit, nach etwas Verlorenem zu
immer im Sinn liegt.
zu manchen Tagen und Stun-
e ausgewechselt. Uebertrieben
übermütig. Aber nicht selten
hen in Tränen um. Die musste
a, und um es fertig zu bringen,
er über ihre Arbeit und han-
e mit dem Bügeleisen.
nen spotteten: „Liebestummer,

gb keine Antwort darauf.
Witwe geworden, Vermiste?“

Germaine heraus: „Rein, laßt

Alle lachten.

Nur die Patronin sagte nichts. Sie be-
obachtete Germaine stillschweigend. Sie sah ge-
nauer hin, als die Arbeiterinnen, die alles in
Scherz verkehrten. Sie sah, daß ihre Blüte
länger geworden, ihre Augen größer, ihre
Brüste voller. Man konnte ihr nicht gut etwas
verbergen. Sie hatte Erfahrung. Aber sie
sagte nichts. Sie überließ die kleine ihrem
Schicksal. Das war für damals.

Germaine hatte sich nach dem Bank bald
wieder mit Marcel versöhnt. Schon anderer
Tages, als sie sich mittags begegnet waren, war's
wieder gut geworden zwischen ihnen. Sie klang
gleichmärt, da hatte er sich bemüht. Das war
sehr einfach gewesen. Sie war keine Göttre
mehr. Und sie bekam ihren Liebsten nur weiter
dadurch in ihre Gewalt. Freilich, eine gemischt
Küchtliebte sie seit dem Zentrum mittag vor
ihm. Sie mußte sich hüten vor seinen Aus-
brüchen. Es war nicht zu frohen mit ihm.
Und das Messer war bei denen aus dem Süden
immer loher.

Aber es schien, seit dem Bank hätten sie sich
nur noch lieber. Sie trafen sich nun mittags
nicht nur beim Eingang, sie beeilten sich beide
ein wenig beim Mittagessen und trafen sich dann
noch ein Viertelstündchen im Parc Monceau.
Das war so köstlich. Man konnte so verschwiegen
keisammen sitzen, abseits, zwischen Tannen und
blühenden Pflanzen und Bäumen, konnte sich
küsst, das Mörschen an seine Brust legen und
träumen. Träumen und auf all die schönen
Worte lachen, die er sagte, die noch viel schöner
klangen, als das Gezwitscher der Vögel, das um
sie war. Und die Lust war voller Lust, und es
war nicht immer nötig, daß er ihr Beilchen
kannte, obgleich er es ziemlich oft tat. Es tat so
wohl, zu denken, daß drei Schritte weiter der
Strom der Menschen sich bewegt, Spaziergänger,
Müßiggänger, Nunnen, Arbeiter, Menschen jeder
Art, und alle neugierig, und hier ein Schäfer
stündchen zu verleben, von dem sie alle nichts
wußten. Das sie aber leicht alle wissen könnten,
wenn sie nur drei Schritte abseits gehen wollten,
drei Schritte weg von den vielbegangenen Wegen.
Aber das taten sie nicht. Manchmal sprangen
Schulbuben an ihnen vorbei, manchmal hatte ein
Liebespaar auch dahin gefunden. Dann sahen
sie sich verständnisvoll an und lächelten. Es war
so schön, ein Geheimnis zu haben. Sie spielten
ein bisschen mit dem Geheimnis. Denn was

wäre dabei gewesen, wenn sie sich auf eine Bank
am Wege gesetzt hätten und hätten sich ge-
schnäbelt, ungeniert wie die Lauben, die es da
auf dem grünen Rasen auch vor aller Welt taten.
Aber das taten sie nicht. Liebe genießt sich so
viel schöner im Verborgenen. Dann genoss man
auch die Reizlichkeit des Farbes mit und fühlte
seine Schönheit, seine Heimlichkeiten und Ver-
schwiegenheiten, als seinen eigenen Besitz, von
dem man den anderen das überlich, was sie sich
da draußen nehmen wollten. Hören durch sie
ließ man sich nicht.

Liebe macht so reich.

Allz, was es Schöne in der Welt gibt,
sieht sie als ihr Glaentum an. Und was schön
ist, erfreut ihr noch lieber, und so geht's ordens.

Aber die Liebe hatte nun ihre Witterung in
Germaines Seele entfaltet. Es war altes
Traum, Wunsch und Hoffnung waren seit ver-
nun bottle die grebe Hand der Liebe herauf von
ihr gefüllt. Nun waren mit einemmal Freude
und Traum und Sinn eltern langer Reizlichkeiten
geworden, schwer innerbuntid. Die Natur ver-
ständete ihr Geist. Nun fühlte es einfühlen für
die Folgen.

Aber das war es nicht, was Germaine
ängstigte. Nein, das temte sie nicht einmal aus
ihrem Traume reisen. Damit war sie nicht zu
bügen. Sie trug dies, was zu tragen war.
Und manchmal fühlte sie sich noch glücklicher da
durch. Was ihr schwer in der Seele lag, das war
die Angst vor Marcel. An ihm hing es ja, von
ihm hing es ja ab, wie es zu tragen war. Die
Folgen, die sich in ihr mit Naturnotwendigkeit
vollzogen, die brauchten gar nichts zu bedeuten,
wenn Marcel nicht außer sich geriet darüber.
Was die Leute sagten und dachten, das war ihr
gleich, sie hatte geliebt. Sie behielt den Kopf
hoch. Sie fühlte sich nun gar nichts geringer da
durch. Und auch ihr Kind würde sie lehren, sich
nicht geringer zu fühlen vor anderen. Darüber
war sie sich ganz und gar klar.

Es war nur Marcel, der ihr Sorgen machte.
Sie brauchten ja noch nicht bald zu heiraten, sie
wolle ihn ganz und gar nicht drängen, aber sie
dachte nun doch daran. Das war doch nur be-
greiflich. Nun war alles ernst geworden, und
ihre Sorge war, ob er den Ernst aushalten
würde, ob er nicht, wie so viele, dem aus dem
Wege gehen würde. Und wie er wohl im ersten
Augenblick die Nachricht aufnehmen würde? Sie
wußte gar nicht, wie sie es ihm sagen sollte.

wußte gar nicht, wie sie sich die Gelegenheit machen sollte. Und wenn er nur nicht auffahren würde! Er fuhr so furchtbar auf. Doch sagen mußte sie es. Eines Tages würde sie es nicht mehr verbergen können, denn es ging schon in den dritten Monat.

Das war ihr Sommer, der mehr an ihr zehrte, als ihr körperlicher Zustand. Ein wenig dachte sie auch an ihre Mutter, doch dieser Gedanke war ihr weniger hart. Die Mutter würde es schon nicht so schwer nehmen und auch eine Art zu finden wissen, es dem Vater zu sagen. Und gäbe es hier auch einen Sturm, der ginge vorüber. Sie wollte selbst auch alle guten Worte geben. Schließlich hatte aber auch hier Marcel es in der Hand, daß man zu einem guten Ende kam. Das aber gerade war das Ullerschwerste, ihm das zu sagen. Ihn am Ende darum bitten zu müssen. Das würde sie wohl nicht können. Nein, das wäre ihr wohl nicht möglich. Lieber ginge sie in die Seine.

Es war Mennen in Auteuil gewesen. Obgleich sie zuerst die Absicht gehabt hatten, dahin zu gehen, gingen sie doch weiter. Marcel schlug vor, den Spaziergang bis Saint Cloud auszudehnen. Sie könnten mit dem Boot zurückfahren. Germaine war es recht. Sie gingen durch das Bois bis Suresnes und stiegen dann auf die Höhe. Hier war Germaine müde geworden. Sie schlepppte sich schon die ganze Zeit nur so hin. Marcel war nicht damit einverstanden, aber sie setzte es durch, daß sie sich am Wege niederliesen und ein wenig ruhteten. Er sagte, er sei durstig geworden und er könne es nicht abwarten, bis sie nach Saint Cloud kämen. Sie hätte es dann lieber in Suresnes sagen sollen, dann hätten sie sich dort aufhalten können, statt nun hier in der trockenen Sonnenhitze zu sitzen.

Germaine ärgerte sich, und sie schmolzte ein wenig. Marcel nahm sie nach kurzer Rast schon zum Aufbruch. Dem widerseßte sie sich energisch. Da saßen sie nun nebeneinander und sprachen gar nichts.

Germaine sah hinunter auf Paris, das sich hinter einem seinen grünen Schleier, der leise in der zitternden Luft schwieg, ausdehnte. Die Stadt lag da wie ein Träumbild. Sie erschien ganz und gar unwirklich. Da oben zeichnete sich zart und blaß der Montmartre in den Wolken ab, hier links erkantete man den breiten Alleenweg des Arc de triomphe, und rechts waren die Türme des Trocadéro, fremd und feierlich, daneben aber ragte der Fänger des Eifelturms dünn wie ein Strich hoch in die Höhe. Und dazwischen war Paris, die Stadt des Vergnügens und der Arbeit. Ein Träumbild, eine Phantasie. Und Germaine rückte es weiter und weiter, und es verlor sich ihr in einem glänzenden Nebel, den das Auge nicht mehr durchdringen wollte. Es wollte sich erfreuen an dieser Unbestimmtheit und Ungewißheit, und wollte nur den Glanz dieses vagen Rebels behalten, der ein Farbenspiel hatte wie fliegende Seifenblasen. Sie hatte plötzlich ein Pochen bekommen vor dem Nahen und Wirklichen. Sie konnte nicht mehr suchen, um einzelne Teile und Bauten der Stadt zu erkennen, sie mußte das alles von sich fernhalten. Und ihr war, der feine Nebel ziehe herüber zu ihr, über den Bois, über den Fluß, den Gang des Berges herauf, und sie sei von ihm umflossen und vor den rauhen Dingen durch ihn bewahrt, die überall um sie herumstanden. Marcel sagte: „Du träumst wohl, Germaine, und möchtest am liebsten hier die Nacht zubringen.“

Sie war noch ein wenig trocken und erwiderte: „Ja, ich träume auch.“

Das Blut schoß ihm zu Kopf. „Du willst mich wohl zum Narren halten?“ brauste er auf.

„Ich bin zu müde dazu, Marcel“, sagte sie.

„Ich denke, Du hast genug geruhet und bist ausgeruht. Komm nun!“

Germaine hatte sich ihr Ziel zu fest gestellt, sie wollte die Gelegenheit nicht fahren lassen. Sie meinte, die Gelegenheit sei gekommen, die beste Gelegenheit, die sich je finden ließe. Ob das auch so wäre, dazu hatte sie jetzt nicht ruhige Abwägung genug. Sie dachte mir, es müsse so sein. Und sie kam rascher zum Ende, als sie gewollt hatte. Sie wußte plötzlich gar nicht mehr anders, sie mußte es ganz klar und nüchtern sagen. Und sie sagte es ganz direkt und nüchtern. Eine Weile verhielt sich Marcel stumm.

Dann sagte er: „Warum bist Du müde?“ „Ja!“ sagte sie.

Darauf antwortete er nichts.

Germaine war schon froh gewesen, daß er nicht sofort herausgesprochen war. Seine Frage hatte sogar gütig geklungen. Nun lastete es auf ihr, daß er sich still verhielt.

Plötzlich lachte er hell auf.

„Du bist dummi!“

Es traf sie wie ein Schlag.

„Dummi?“ fragte sie.

„Dummi! das ist das einzige, das ich sagen kann. Nur mit einer Wands kommt man so weit.“

Sie zuckte zusammen.

„Das ist alles, was Du zu sagen hast?“

Er nahm sie bei der Hand und flüsterte ihr etwas zu. Sie wurde glühend rot.

„Ich sehe mein Leben nicht aufs Spiel“, sagte sie hart.

„Dann kann ich Dir nicht helfen“, warf er hin.

Sie sprang auf.

„Ich bitte Dich nicht. Wir haben beide an dem teil, was geschehen ist, beide ganz gleich. Ich bitte Dich nicht. Du willst es nicht tragen, ich muß es tragen. Das ist natürlich; ich muß es tragen. Ich trag's, aber ich bitte Dich nicht.“

Der Stolz flammt ihr aus den Augen.

„Wir haben uns geliebt, ich Dich, Du mich. Du brauchst mir nicht zu helfen. Das Kind wird zur Welt kommen. Es wäre so einfach, was zu tun wäre. Wir würden uns heiraten, wenn wir uns doch lieben.“

Er antwortete nichts. Er sah stumm vor sich hin.

„Nicht wahr, nun wirfst Du mich weg! Nun ist's vorbei mit all dem, was war. Nun ist's mit der Liebe vorbei, für die Du immer die schönen Worte hastest, die man in Deinem Lunde hat. O, ich sage nichts. Sage auch Du nichts. Ich habe mich daran gefreut, ich habe es genossen.“

Sie hielt inne, und wie ein leiser Nachklang wiederholte sie: „Ja, genossen hab ich's.“

Wieder blieb es still zwischen den beiden.

Sie neigte sich zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter: „Ich dränge Dich ja nicht, Marcel. Es ist noch Zeit, bis wir heiraten. Das Kind kann ruhig zur Welt kommen. Das macht mir nichts aus. Ich werde mich nicht schämen deshalb. Ich habe geliebt, wir haben uns beide geliebt. Da hab ich mich nicht zu schämen. Es kann noch lange dauern, in einem Jahr, in anderthalb Jahr, wie es uns möglich ist. Wir müssen nur beraten, wie wir es möglich machen.“

Er schüttelte sie ab.

„Psui!“ sagte sie. Aber sogleich faßte sie sich wieder und bat: „So sage mir etwas, Marcel, sage mir ein Wort, was Du denkst. Du kannst doch nichts gegen mich denken. Es geht Dich so viel an, wie mich es geht uns doch beide ganz gleich an.“

Sie stammelte, sie schluchzte. Die Tränen wollten ihr heraufsteigen, aber sie preßte sie zurück. Nein, sie wollte nicht weinen.

„Heiraten!“ sagte Marcel, und er warf das Wort weg, als habe er ausgespuckt. Germaine wurde bleich. Ihr Gesicht spannte sich, als sei eine starke Kälte darauf gefallen.

„Heiraten!“ spie er noch einmal.

„Heigling!“ sagte sie. „Heigling! Ich verachte Dich. Pfui! Warum hast Du Dir keine Dirne genommen? Gebrannten und hinwerfen! Aber ich war ehrlich, wenn Du auch unehrlich warst, ich habe ehrlich geliebt und ehrlich mein Kind empfangen. Wie ich Dich verachtet! Nein, ich lege mich Dir nicht auf den Hals, nein, heiße nicht, glaub das ja nicht. Ich habe Dich geliebt, mir ist das genug, ich will sonst nichts von Dir. Ich will nichts, was Du mir nicht gibst, was Du mir nicht freiwillig geben willst. Geh! Wir sind geschieden!“

Sie sah ihn gespannt an. Er würde ja nicht gehen. Es könnte ja gar nicht sein. Sie hat sich hinreissen lassen. Er wird ihr sagen, daß es gut ist. Er wird ihr sagen, daß sie sich vergebens aufgeregt hat, er wird die Folgen tragen, und es wird alles wieder gut werden.

Aber er sagt das nicht. Er sagt mir: „Es hätte nicht zu sein brauchen.“ Sie wendet ihm den Rücken. Sie sieht hinunter nach Paris. Der Nebelglanz hat sich gehoben. Deutlich sind alle Teile der Stadt, die hell von der Sonne beleuchtet ist. Wie nüchtern ist dieses Paris, wie unbarmherzig und fühllos. (Zähler folgt.)

Charles Darwin.

Von Emanuel Wurm.

Ein Jahrhundert ist vergangen seit Darwins Geburt — ein halbes Jahrhundert, seitdem sein Name zum Kampfspruch wurde, in dem sich die wissenschaftliche Forschung schart. Staat und Kirche bündeten sich auf gegen die „natürliche Schöpfungsgeschichte“, die auf Darwins Lehren beruht. Noch hente erfahren die Kinder des arbeitenden Volkes in unseren Schulen nichts von einer natürlichen Entstehung der Arten und Abstammung des Menschen. Und da die herrschende Klasse mit ihren Regierungen darin ein Herz und eine Seele ist, daß diese Volke die Religion erhalten werden müssen, um es besser zügeln zu können, gibt sich auch die unglaubliche Bourgeoisie zufrieden. Wie oft und gern die Schule Feste feiert an Geburtstagen von Fürsten und Gedenktagen von Schlachten — der 12. Februar 1809, der Geburtstag Darwins, wie der 19. April 1882, sein Todestag, sie sind für sie keine Tage der Erinnerung.

Und doch war Darwins Leben das eines Helden und doch war sein Werk von größerer Bedeutung für die Entwicklung der Menschheit als die gewaltigsten Schlachten. Ein Helder leben, obwohl es äußerlich einfach und schlicht verließ als das eines englischen Gutsbesitzer, der scheinbar behäbig seine Tage verbringt. Wir darf für den Bewohner des Landhauses in dem kleinen Orte Down in der Grafschaft Kent die dreißig Jahre, die er dort verlebte, Fahrzeuge voll hingebender Arbeit, unermüdlicher Forschung waren, und Darwin schon von seinem 33. Lebensjahr ab bis zu seinem im 74. erfolgten Tode, nicht einen Tag kannte, wie sein Sohn in der Biographie des Vaters mitteilte, „nicht einen Tag in fast vierzig Jahren, an dem er gesund wie ein gewöhnlicher Mensch wiesen wäre; sein Leben war ein langer Kampf gegen das Abspannende und Drückende des Krankseins“. Mit jeder Minute seiner Arbeitskraft mußte er geizen, um nicht zusammenbrechen — aber nicht eine Minute war unmöglich, wenn ihm nicht sein schwächlicher Körper dazu zwang. Nur die Wohlhabenheit seines Vaters ermöglichte ihm, seine riesenarbeit zu leisten. Geistige Hilfe hat ihm aber sein Elternhaus nicht geboten.

Zwar waren sein Vater und sein Großvater Erasmus Wertheimer, letzterer auch Naturforscher, einen Teil der Abstammungslehre bereits im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts allerdi-

mehr ahnungsvoll als wissenschaftlich ausgesprochen hatte. Aber Grasmus Darwin war sieben Jahre vor der Geburt seines Enkels gestorben und der Vater nichts weniger als zufrieden mit seines Sohnes Liebe zur Natur. Charles war nämlich in eine jener Schulen gebracht worden, die den Geist der Kinder töten, statt ihn zu wecken, so daß Darwin in seiner Selbstbiographie später schrieb: „Dass die Schule ein Mittel der Erziehung sei, war mir einfach unbegreiflich.“ Sieben Jahre lang wurde Charles ausschließlich mit dem Studium der alten Sprachen gepeinigt. Als er durch seinen älteren Bruder Bücher über Chemie erhielt und chemische Experimente anstellte, wurde er von dem Schuldirektor öffentlich gerügt, daß er „seine Zeit mit derartigen unkloßen Sachen verschwendete“. Sein Vater glaubte, er werde „der ganzen Familie zur Schande“ geraten, da er am Sammeln von Blättern, Steinen und Pflanzen leidenschaftliches Vergnügen fand. Den Sechzehnjährigen nahm der Vater von der Schule fort, erklärte ihm, er müsse Arzt werden und schickte ihn mit dem älteren Bruder nach der Universität Edinburgh. Doch das Zerschneiden der Leichen floßte Charles unüberwindlichen Ekel ein und außerdem ging es ihm wie so vielen Söhnen der beständigen Stolze, er merkte, wie er in seiner Selbstbiographie mitteilt, daß sein Vater vermögend sei und dies genügte, „jede ernste Anstrengung zu bannen“. Er kümmerte sich um sein Studium nicht im geringsten, sondern blieb seiner alten Neigung, im Feld und Wald herumzstreifen, treu. Sein Vater meinte, Charles würde „ein fauler, nur kurzweil treibender Mensch werden“ und befahl ihm — Geistlicher zu werden. Er mußte nach Cambridge und machte dort als Zweihundzwanzigjähriger sein erstes theologisches Examen, obwohl er nach wie vor seine ganze Zeit auf Ragen und Wandern verwandt hatte. Diese Neigung vermittelte aber eine Bekanntschaft, die ausschlaggebenden Einfluß auf Darwins Leben gewann. Der Professor der Botanik Henslow lehrte Darwins Liebe zur Natur in die richtigen Bahnen und machte mit ihm Ausflüge, auf denen gesammelt und beobachtet wurde. Als Darwin nun die Reisebeschreibungen Alexander von Humboldts las, erwachte in ihm „die brennende Begierde, einen Beitrag, und wenn auch den allerbescheidensten, für das erhabene Gebäude der Naturwissenschaften zu liefern“. Henslow verhalf ihm bald dazu; er empfahl ihn an den Kapitän Fitzroy. Dieser stand im Begriff, eine Weltumsegelung zu unternehmen und suchte dazu als Begleiter einen Naturforscher, der keine Bezahlung verlangte. Darwin war ja in der glücklichen Lage, ausreichende Geldmittel zu besitzen. Aber Fitzroy zögerte, ihn zu nehmen. Nicht weil ihm Darwin zu jung war — er zählte erst 22 Jahre und nicht weil er ihn für eine solche Reise wissenschaftlich für unvorbereitet hielt, wie Darwin dies später selber von sich sagte, sondern — weil ihm Darwins Nase nicht gefiel. Fitzroy war nämlich ein Anhänger der Lehre Lavaters, daß der Charakter eines Menschen in der Gestaltung seines Kopfes zum Ausdruck komme, und Fitzroy zweifelte, ob „jemand mit einer solchen Nase genügend Entschlossenheit und Energie für eine lange Reise besitze“. Darwins Lebenswerk beweist schon allein, wie irrig die Lehre Lavaters war.

Am 27. Dezember 1831 verließ das Schiff „Beagle“ (Spürhund) den Hafen von Plymouth und erst am 2. Oktober 1836 kehrte Darwin in seine Heimat zurück — als ein wissenschaftlicher Forscher und Beobachter, in dem bereits die Grundgedanken seines fünfzigjährigen Werkes kündeten. Aber wie hatte er auch in diesen fünf Jahren gearbeitet! Unermüdlich Meertiere gefischt, auf dem Lande Pflanzen, Tiere und Steine gesammelt, bisher unbekannte Gebirge durchforscht und ein wissenschaftliches

Tagebuch geführt, das er 1839 unter dem Titel: „Reise eines Naturforschers um die Welt“ erscheinen ließ.

Mit Feuerreißer wendete er sich nach der Heimkehr an das Ordnen und Beschreiben seiner Sammlungen — doch bald zeigte sich, daß die großen Anstrengungen und Entbehrungen der fünfjährigen Reise seinen Körper sehr geschwächt hatten. Mit lebenslanger Herdnlichkeit mußte er seinen Forschungsdrang bezahlen. Am selben Jahre, in dem er seine Reisebeschreibung veröffentlichte, heiratete er seine Cousine und mußte sich bereits 1842 in die Einsamkeit jenes Landhauses zu Down zurückziehen, das er bis zu seinem Tode nicht mehr verließ. Hier entstanden seine weltbewegenden Werke, während er weltabgeschieden arbeitete. „Ein Mann, der im Stande ist, nur eine Stunde seines Lebens zu verschwenden, hat den Wert des Lebens nicht erkannt“ war sein Wahlspruch, dem er treulich nachkam. Und er arbeitete um der Forschung, nicht des Ruhmes willen. Deswegen zögerte er immer wieder, die Resultate seiner Beobachtungen zu veröffentlichen. Nur neue Beweise wollte er erst noch herbeibringen, ehe er die neue große Lehre verkündete, die im Widerspruch zu allen bisherigen Annahmen stand. Zweihundzwanzig Jahre lang hatte er bereits das von ihm auf seiner Weltreise gesammelte Material bearbeitet und noch wollte er nichts darüber veröffentlichen. „Aber“, schrieb Darwin später in seiner Selbstbiographie, „meine Pläne wurden unmöglich, denn im Sommer 1858 schickte mir Mr. Wallace, welcher sich damals im malaysischen Archipel befand, seine wissenschaftliche Abhandlung und diese enthielt genau dieselbe Theorie wie die meine.“ Dennoch William Wallace selbst, der jetzt Einundzigjährige, erklärte bei der im vorigen Jahre von der Linneagesellschaft in London veranstalteten Gedächtnisfeier, die zu seinen und Darwins Ehren abgehalten wurde, Darwin gebühre der Vorrang.

Das epochemachende Werk Darwins erschien im November 1859 unter dem Titel: „Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl im Stammpnum Dasein.“

Darwin gebührt das unsterbliche Verdienst, diese Theorie durch Beweise wissenschaftlich begründet zu haben. Aber der Gedanke, daß die Lebewesen sich von einfachen zu immer vollkommenen Formen entwickelt haben, war schon seit vielen Jahrtausenden eingeschaut. Schon der griechische Philosoph Empedokles im fünften Jahrhundert v. Chr. hatte darauf hingedenkt, daß nicht durch plannäßige göttliche Eingriffe die Lebewesen entstanden seien, sondern rein mechanisch die zweckmäßigen erhalten blieben, die unzweckmäßigen zugrunde gingen. Diese Annahme wurde ein Jahrhundert später überwuchert von der Lehre des Aristoteles, der eine bewußte Zweckmäßigkeit des Geschehens annahm. Mit der Ausbreitung des Christentums und damit der mosaischen Schöpfungslegende wurde jeder Entwicklungsgedanke zur Neizerei. Gott halte ja „Pflanzen und Tiere, jedes nach seiner Art“ und dann den Menschen geschaffen! Dies war auch noch der Standpunkt des Vergründers der systematischen Einleitung der Pflanzen und Tiere gewesen, des Schweden Linné, in seinem System der Natur, das 1735 erschien. Aber als in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Kant und Laplace gezeigt hatten, wie aus Nebelgebilden sich Sonne und Erde entwickelt, tauchte auch der Gedanke an eine Entwicklung der Lebewesen wieder auf. Zuerst bei dem Franzosen Buffon, im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, ebenso bei Darwins Großvater Grasmus und auch bei Goethe, 1795, in einer „allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie“, und 1798 in dem Ge-

dicht „Die Metamorphose der Pflanzen“, in dem er sagt:

„Alle Gehalten sind ähnlich, doch keine gleicht der anderen; und so deutet das Chor auf ein geheimes Wesen, hast aber spricht von „seinen Brüdern im stillen Busch, in Lust und Wasser“. Goethe hat sich 1832, also ein Jahr vor seinem Tode, ausdrücklich als ein Gegner der mosaischen Schöpfungsgechichte bekannt. Herrschend war aber nicht die Annahme einer göttlichen, zweckmäßigen Schöpfung, für die sich auch die meisten Vertreter der Wissenschaft erklärten, besonders der einflussreiche französische Zoologe Cuvier. Als sich immer mehr Versteinernungen fanden, die als Überbleibsel andersgestaltiger Lebewesen der Vorzeit anerkannt werden mußten, erklärte Cuvier, es seien wiederholt Katastrophen (Zinslitten) gekommen, nach denen jedesmal durch neue Schöpfungsarbeiten Gottes die neuen anders gearteten Lebewesen geschaffen worden seien. 1830 war Geoffroy St. Hilaire seinem Landsmann Cuvier in der Pariser Akademie der Wissenschaften entgegengetreten. Aber in diesem auch Goethe höchst interessierenden Streite hatte Cuvier gesiegt. Es fehlten eben damals noch jene Beweise, die erst Darwin's Forschungen erbrachten. Und eben weil Beweise fehlten und die Theorie nur spekulativ aufgebaut war, verhinderte auch des Französen Lamarck Theorie nicht durchzudringen, bis sie jetzt, gestützt auf die von Darwin in diese Wissenschaft eingeführte Methode der Beobachtung und des Versuchs sogar Darwins Annahmen zum Teil überholte. Lamarck (1744–1829) sagte bereits in seiner 1809 erschienenen „Philosophischen Zoologie“:

„In früheren Zeiten sind die einfachsten und niedrigsten Lebewesen von selbst aus lebloser Materie entstanden (Urzeugung), sowie sie auch heute noch durch solch freiwillige Zeugung entstehen können. Aus diesen in früheren Zeiten entstandenen, einfachsten Lebewesen bilden sich bei der allmählichen Entwicklung der gejauten Natur und, durch veränderte äußere Lebensbedingungen gewonnen, höher entwickelte Formen, Formen mit neuen und umgestalteten, den Verhältnissen angepaßten Organen.“

Aber erst Darwins „Entstehung der Arten“ brachte soviel Beweise für die Entwickelungslehre, die Evolutionstheorie, daß die wissenschaftliche Welt sich ihnen nicht verschließen konnte. Ihre Grundgedanken sind folgende:

Mein lebendes Wesen ist einem anderen der selben Art durchaus gleich; alle besitzen die Fähigkeit, in größerem oder geringerem Grade zu variieren (sich zu verändern). Diese Abänderung wird veranlaßt durch die Fortpflanzung, die zwar zunächst konservativ die Eigenschaften des Stammindividuums erhält, aber bei der geschlechtlichen Fortpflanzung doch zwei verschiedene Individuen sich mischen läßt und dadurch mehr oder minder abändert. Infolgedessen haben sich seit Anfang des Lebens auf der Erde die heute bestehenden Formen aus einer oder einigen höchst einfachen, unvollkommenen Ursformen entwickelt, die durch Urzeugung aus unbefesteter Materie entstanden sind. Von den Nachkommen werden aber nur diesejenigen erhaltenen und wieder zur Fortpflanzung gelangen, welche solche Eigenschaften besitzen, die den jeweiligen Lebensbedingungen am besten entsprechen, ihnen „angepaßt“ sind. Da sich das Klima, wie die ganze Erdoberfläche im Laufe der Jahrtausenden seit der Entwicklung der ersten Lebewesen, ständig geändert hat, sind unter den Lebewesen eine natürliche Ansäuse, Selektion, statt, bei der nur die für die jeweiligen Verhältnisse passendsten ihre Artgenossen überlebten.

Es war kein Zufall, daß gerade der Engländer Darwin im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts zu dieser Annahme kam, sondern, wie

er selbst mitteilt, drängte sich ihm aus den gegebenen wirtschaftlichen Verhältnissen seiner Zeit heraus diese Theorie auf. In England war damals die Landwirtschaft hoch entwickelt, um den teuren Boden am besten auszunutzen; deshalb wurden von Betreide wie Hosslierten nur die ertragreichsten Sorten gezüchtet. Indem Darwin die großen Verschiedenheiten betrachtete, welche durch die Züchtung entstanden -- Akterpferd und Rennpferd, die so mannigfachen Rassen von Schafen, Hunden, Vogelgängen -- kam er zu der Auseinandersetzung: „Der Schlüssel zu diesem alten ist das Vermögen des Menschen, immer wieder und ununterbrochen Individuen zur Fortpflanzung auszuwählen, die solche Abweichungen besitzen, aus denen er den meisten Nutzen ziehen kann, und durch eine solche Zuchtwahl die Abweichungen zu vergrößern. Die Natur schafft die Abweichungen, aber der Mensch verstärkt, vermehrt dieselben in bestimmar Richtung zu seinem Vorteile. In diesem Sinne darf man sagen, schafft sich der Mensch die Rassen, die ihm nützlich sind.“

Dass dieser künstlichen Zuchtwahl durch den Menschen die natürliche Zuchtwahl in der Natur entspricht, auch auf diesen Gedanken brachten Darwin die wirtschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit. Die kapitalistische Entwicklung hatte in England furchtbare Massenelend hervorgerufen; durch die Maschinen waren Millionen Arbeiter brotlos gemacht oder auf die niedrigste Stufe der Lebenshaltung herabgedrückt worden. Die Kapitalistenklasse suchte aber die Ursache dieser Armut und Not nicht in ihrer Produktionsweise, sondern stimmte freudig der Theorie des frommen Robert Malthus zu, der in seinem 1798 erschienenen „Versuch über die Bevölkerung“ darlegte, dass Armut und Not nur eine Folge der Überbevölkerung seien und diese bedingt durch ein Naturgesetz. Die Menschen hätten die Tendenz, sich über die Unterhaltungsmittel hinaus zu vermehren; diese wachsen in arithmetischer Progression, das heißt wie $1:2:3:4$ usw., die Bevölkerung aber in geometrischer Progression, das heißt wie $1:2:4:8:16$ usw. Es würde also z. B. nach vier Zeitschritten, die Malthus zu je fünfzig Jahren setzte, die Menge der Nahrungsmittel auf das Vierfache, die Zahl der Bevölkerung aber auf das Sechzehnfache gestiegen sein. Es könnte daher die Vermehrung des Menschengeschlechts nur durch die beständige Wirksamkeit des „harten Gesetzes der Not“ gleich der Menge der Nahrungsmittel bleiben. Krankheit, Sterblichkeit, Krieg, Hungersnot, Pest, Einschränkung der Geburten seien demnach notwendig, um die Zahl der Lebenden zu verringern. Dieser Kampf um die Existenz ist also nach Malthus ein Naturgesetz.

Die Ausprägung der wirtschaftlichen Verhältnisse in England, welche den Kapitalisten den Malthusianismus so willkommen machte, war andererseits eine der Ursachen, dass Karl Marx, und zwar in demselben Jahre, 1859, in dem Darwins „Entstehung der Arten“ erschien, seine Schrift: „Zur Kritik der politischen Ökonomie“ veröffentlichte, den Vorläufer seines „Kapital“, von dem 1867 der erste Band erschien. In diesem kennzeichnet Marx das Truggebäude der Malthus'schen Lehre: „Es war natürlich weit bequemer und den Interessen der herrschenden Klassen, mit denen Malthus' echt pfäffisch Götzendienst trieb, viel entsprechender, diese „Überbevölkerung“ aus den ewigen Gezeiten der Natur als aus den nur historischen Naturgesetzen der kapitalistischen Produktion zu erklären.“

Aber der Irrtum des Malthus auf wirtschaftlichem Gebiete war für Darwin ein Weg-

weiser zur Erkenntnis der Vorgänge in der Natur. In seiner Selbstbiographie schreibt Darwin darüber:

„Ich nahm bald wahr, dass Zuchtwahl der Schlüssel zum Erfolg des Menschen beim Hervorbringen ähnlicher Rassen von Tieren und Pflanzen ist. Wie aber Zuchtwahl auf Lebewesen angewendet werden könnte, welche im Naturzustand leben, blieb noch einige Zeit für mich ein Geheimnis. — Am Oktober 1838, also fünfzehn Monate, nachdem ich meine Untersuchungen systematisch angefangen hatte, las ich zufällig zur Unterhaltung „Malthus, über Bevölkerung“, und da ich hinreichend darauf vorbereitet war, den überall stattfindenden Kampf um die Existenz zu würdigen, namentlich durch lange fortgesetzte Beobachtung über die Lebensweise von Tieren und Pflanzen, kam mir sofort der Gedanke, dass unter solchen Umständen günstige Abänderungen erhalten zu werden und ungünstige zerstört zu werden vermögen. Das Resultat hiervon würde die Bildung neuer Arten sein. Hier hatte ich dann nun endlich eine Theorie, mit welcher ich arbeiten konnte; ich war aber so ängstlich darauf bedacht, Vorurteile zu

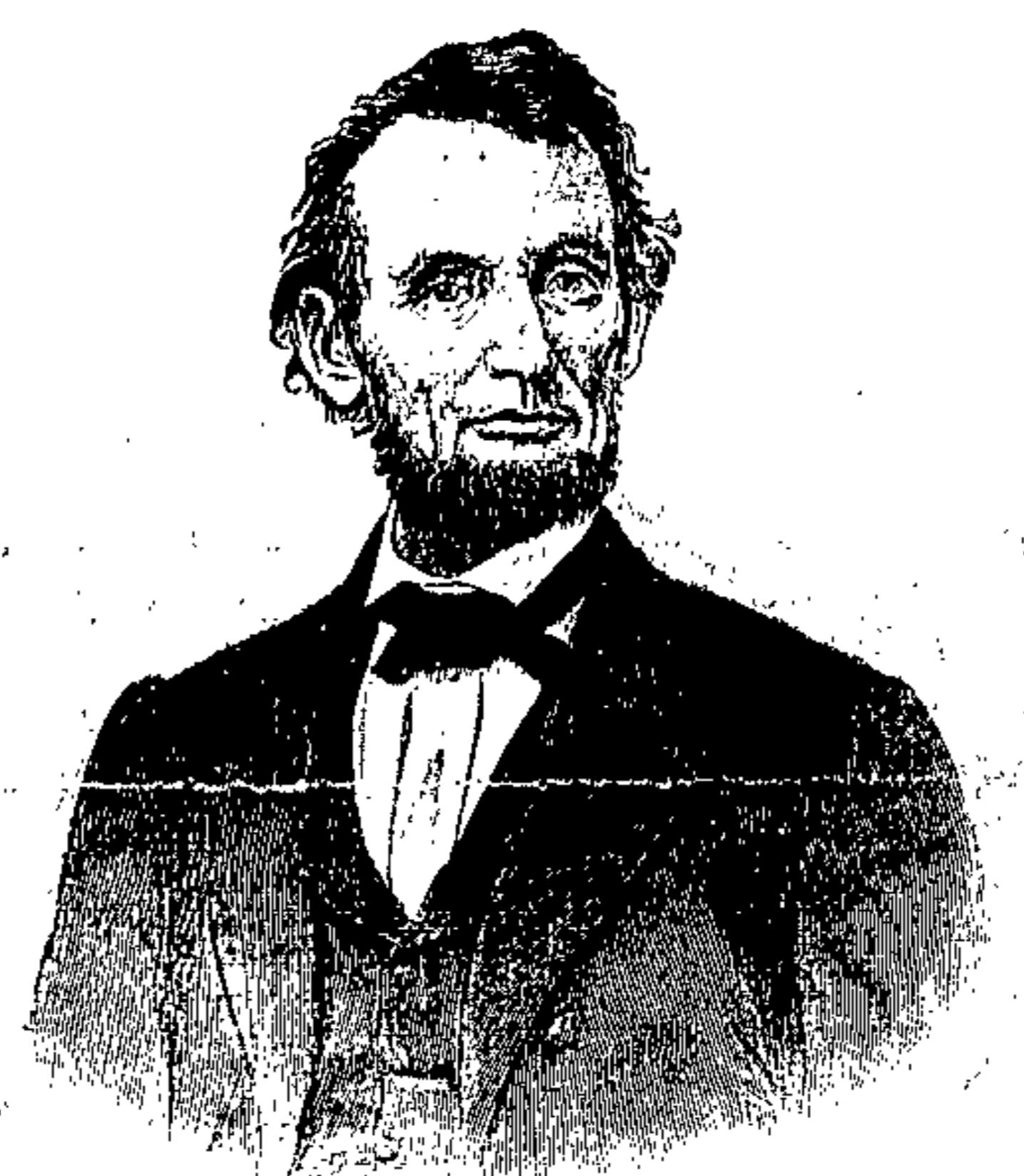
einem Kampfe ums Dasein ab, sondern von einem Kampfe zwischen den Individuen eines Geschlechts (meistens des männlichen) um den Besitz der Individuen des anderen Geschlechts. Das Resultat ist hier nicht der Tod des unterlegenen Nebenbüchers, sondern wenige oder gar keine Nachkommen von ihm. Die geschlechtliche Zuchtwahl ist deshalb weniger streng als die natürliche. Im allgemeinen werden die kräftigsten Männchen, diejenigen, welche ihre Stelle in der Natur am besten ausfüllen, die meisten Nachkommen hervorbringen. Doch in vielen Fällen ist der Sieg nicht von roher Stärke abhängig, sondern von dem Besitz der den Männchen eigentümlichen Waffen.“

Noch aber fehlte die Antwort auf die Frage, ob auch das höchstorganisierte Lebewesen, der Mensch, ein Produkt der natürlichen Entwicklung sei. Darwin war bereits Ende der dreißiger Jahre, also bald nach seiner Heimkehr von der Weltreise, davon überzeugt, „dass auch der Mensch unter dasselbe Gesetz fallen müsse“. In der „Entstehung der Arten“ machte er („damit kein anständiger Mensch mich deshalb angreifen könne, dass ich meine Ansichten verheimlicht hätte“) die Bemerkung, „es werde auch auf den Ursprung des Menschen und seine Geschichte Licht geworfen werden“. Er sah den Sturm voraus, den die letzte Schlussfolgerung bei den Frommen hervorrufen würde und sammelte daher noch mehr Beweise für seine Ansicht. Nachdem er 1868 ein Werk über „Das Variieren der Tiere und Pflanzen im Zustande der Domestifikation“ (Zähmung und Züchtung) hatte erscheinen lassen, veröffentlichte er 1871: „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl“. Zwölf Jahre nach dem Erscheinen seines ersten Werkes, der „Entstehung der Arten“, hatte er gewartet, weil, wie er später schrieb, „ich die menschliche Schwäche zur Genüge kenne und daher weiß, wie sehr alle Vorurteile gegen meine Ansicht über haupt hierdurch verstärkt und herausgesetzt werden würden“.

Und wirklich -- ein Schrei des Entsetzens gesellte jetzt durch die gesamte Klasse: wie durch die Käste der Kunstreihen über diese verruchte Dejazendeuthoer (Abstammungslehre): Darwin leugnet die Unsterblichkeit der Seele, die Existenz Gottes

er sagt, der Mensch stamme vom Affen ab. Wenn auch bis jetzt noch keine Überreste gefunden wurden, welche lückenlos die Entwicklung des Menschen aus dem Tierreich nachweisen, und es noch immer unsicher ist, zu welcher Zeit der Erdgeschichte die Abzweigung des Menschen vom Affen vor sich ging, so sprechen doch unwiderlegliche Beweise dafür, dass die Menschenaffen die nächsten heute lebenden Verwandten des Menschen sind. Noch ehe Darwins „Abstammung des Menschen“ erschien, hatte Darwins eifriger Borkämpfer Ernst Haeckel in Zena, 1866 in seiner „Generellen Morphologie“ und 1868 in der „Naturlichen Schöpfungsgeschichte“ bereits die Schlussfolgerung gezogen und das „Biogenetische Grundsatz“ aufgestellt: Die Entwicklung, welche ein Lebewesen von der Eizelle bis zu seinem ausgebildeten Zustand durchläuft, die Ontogenie, ist eine kurz gedrängte Wiederholung der Stammbeschicht, d. h. es ist eine Wiederholung der langen Formenreihe, welche die tierischen Vorfahren desselben Organismus oder die Stammanlagen seiner Art von den ältesten Zeiten der organischen Schöpfung an bis auf die Gegenwart durchlaufen haben. So auch das Menschenkind im Mutterleibe.

Haeckel brach vollkommen mit dem Offenbarungs- und Gottesglauben. Darwin war darin weit zurückhaltender. Er bezeichnete sich



Abraham Lincoln.

vermeiden, dass ich mich entschloß, eine Zeitschrift auch nicht einmal die fürzeste Skizze davon niederzuschreiben.“

Der Kampf aller gegen alle in der Natur, der Kampf ums Dasein, ist, so zeigte Darwin in seiner „Entstehung der Arten“, eine notwendige Folge des Strebens aller Lebewesen, an Zahl zunehmenden. Nur solche Individuen, die irgendeinen, wenn auch nur geringen Vorteil vor den anderen vorans haben, werden die meiste Ansicht besitzen, am Leben zu bleiben und sich fortzupflanzen; während irgendeine Veränderung, wenn sie auch nur im geringsten nachteilig ist, unvermeidlich zum Untergang dieser Lebewesen führen muss. „Die Erhaltung günstiger individueller Unterschiede und Veränderungen und das Verderbliche jener, welche ungünstig wirken, nenne ich natürliche Zuchtwahl oder das Überleben der Tüchtigsten.“

Diese Auswahl der Tüchtigsten, der jeweilig Passenden, wird durch den Kampf ums Dasein verursacht, und durch die Ererbung werden die Eigenschaften, welche dem Individuum die größtmögliche Anpassung sichern, fortgepflanzt.

In ähnlicher Weise wirkt nach Darwin auch die geschlechtliche Zuchtwahl. „Diese Form der Zuchtwahl hängt nicht von

als einen „Agnostiker“, das heißt als einen Anhänger der Lehre, daß das Dasein Gottes weder zu beweisen noch zu bestreiten ist, weil es außerhalb der Erfahrung liegt. Er war also zwar kein Ungläubiger, aber auch kein Gläubiger, und als ihn 1881 Edward Aveling, der Schwiegersohn von Karl Marx, besuchte und ihn fragte, warum er sich von der christlichen Lehre abgewandt habe, lautete die Antwort Darwins: „Weil ich keinen Beweis dafür fand.“ Die Geistlichkeit aller Länder und alter Kirchen war sich aber einig in schmähenden Angriffen gegen ihn und erst in jüngster Zeit beschritt die katholische Kirche den Weg, den bereits bei Darwins Begräbnis die anglikanische vorangegangen war. Denn als Darwin am 26. April 1882 bestattet wurde, und zwar an der Stelle, wo England seine größten Weister ehrt, in der Westminster Abbey zu London, da waren neben den höchsten Staatswürdenträgern und den Vertretern der Wissenschaft auch der Bischof von London und der Erzbischof von York anwesend, und am Begräbnistage sprach in der St. Paulskathedrale der Domprediger zu Ehren Darwins und bekannte, daß, als Darwins Bücher erschienen, die in ihnen dargelegte Theorie von religiösen Männern als „notwendig entgegen gesetzt“ den fundamentalen Wahrheiten der Religion“ angefochten wurde, jetzt aber habe „ein eingehenderes Studium zu der Einsicht geführt, daß, ob Gottes schaffende Tätigkeit durch Katastrophen oder in fort schreitender Entwicklung sich äußert, es doch immer eine schaffende Tätigkeit ist.“

Neuerdings ist es der Jesuitenpater Erich Wasmann, der für die Deszendenztheorie im allgemeinen eintritt, aber annimmt, daß sich der Mensch unabhängig von der Tierreihe aus einer Urzelle entwickelt habe und die Schaffung dieser soll ein Schöpfungssatz Gottes sein. So suchte die Kirche sich mit dem Darwinismus abzufinden, indem sie ihm versäßt. Andererseits aber ist die herrschende Klasse zwar nicht gläubig, aber Kirchenfroniu geworden. Am Anfang bis zum letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts hatte sich in ihrem Kampfe gegen den Absolutismus derer von Gottes Gnaden auch gegen den Gottesglauben selbst gewandt, um mit dem himmlischen Herrn auch die irdischen Herren zu stürzen. Jetzt, wo sie die beste Stütze der Monarchie geworden, ist sie froh, wenn die Kirche einen Ausweg findet, den Darwinismus mit dem Gottesglauben in Einklang zu bringen.

Die Lehre Darwins hat im Laufe des halben Jahrhunderts, in dem sie viele Hundert Forscher nachprüften, manche Einschränkung und Abänderung erhalten, aber auch zahlreiche neue Beweise für die Richtigkeit ihres Grundgedankens wurden erbracht, so daß dieser schließlich der gesamten Erforschung des Tier- und Pflanzenlebens die Richtung wies.

Nur in einem sind sich die Anhänger und die Gegner Darwins gleichgeblieben: in ihrem Verkennen der Zusammenhänge wie der Unterschied zwischen Darwinismus und Sozialismus. Während Virchow 1877 den Darwinismus als Vorstufe des sozialdemokratischen Umsturzes denunzierte, erklärte Haeckel, gerade die Auswahl des Passendsten, das Überleben des Stärkeren sei ein Beweis gegen die Gleichmacherei des Sozialismus. Ja, die „Kreuzzeitung“ schrieb 1878: „Die ganze Schuld der hochverräterischen Versuche der Demokraten Hödel und Nobiling trägt die Deszendenztheorie.“

Darwin hatte für diese Vorheben nur die mitleidige Bemerkung übrig: „Was für eine traurige Idee über den Zusammenhang zwischen Sozialismus und Entwicklung durch natürliche Zuchtwahl scheint in Deutschland zu herrichen!“ Er selbst hat sich mit dieser Frage, die wir im Rahmen dieser Skizze nicht erörtern können, nicht weiter befaßt, denn dem politischen Leben stand er fremd gegenüber. Dies erkennt er selbst in einem vom 1. Oktober 1873 an Karl Marx gerichteten Schreiben. Der Brief, der erst 1897 in der „Neuen Zeit“ veröffentlicht wurde, lautete:

„Geehrter Herr! Ich danke Ihnen für die Ehre, die Sie mir durch Übersendung Ihres großen Werks, das „Hospital“, erwiesen haben. Ich wünsche von Herzen, daß ich der Wabe durch ein größeres Verständnis der tiefen und wichtigen nationalökonomischen Fragen würdigere wäre. Obgleich unsere Forschungsgebiete so verschieden sind, glaube ich, daß wir beide ernstlich die Ausbreitung des Wissens wünschen, und daß dies

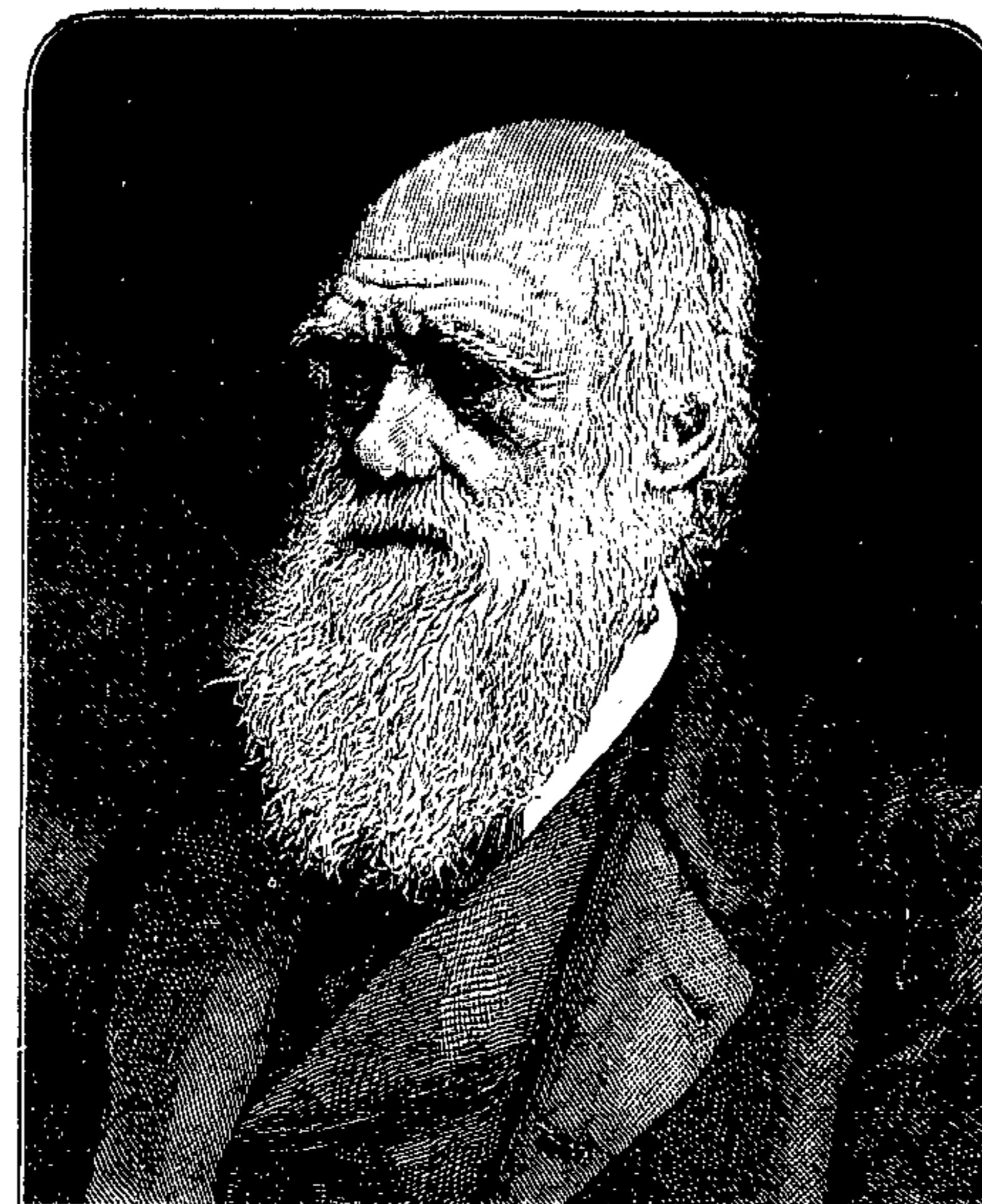
offenem Streit gern auf dem Wege, aber den entbrannten Kampfe begegne. Er mit der zähnen Energie einer in sich selbst geschlossenen Persönlichkeit. Von den Verhältnissen auf einen herverragenden Plan gestellt, tüftet sich an seinen Namen eines der bedeutsamsten Ereignisse der Menschengeschichte, die Proklamation über die Slavebefreiung in Nordamerika.“

Abraham Lincoln ward am 12. Februar 1809 in Kentucky geboren. Als er acht Jahre zählte, übersiedelten seine aus Virginien stammenden Eltern nach Indiana. Ein reizendes Hinterwäldlerleben an der Grenze der Wildnis erwartete den Knaben. Der Unterricht, den er da empfing, war begreiflicherweise gering. Lesen, Schreiben und etwas Rechnen bis zur Regelsetzung

größere Fertigkeiten erlangte er nicht. Als „gemietete Hand“ machte er 19jährig die erste Reise nach New Orleans. Im Jahre 1830 folgte er dem nach Illinois sich wendenden Vater und untersuchte ihn tatkräftig bei der Rodung des Aeldes wie beim Bau des Blockhauses. Freilich zwang die ungeheure Bergend schon nach zwei

Jahren zur Ausgabe der Siedlung. Lincoln trat nun in den Dienst eines Kaufmannes, den er auf einem Flachboot den Sangamon, Illinois und Mississippi abwärts begleitete. Später wurde er Gehilfe des Händlers in dessen Laden zu New Salem. Nun erst fand er Augenblicke der Muße, welche aus den Selbstunterricht verwandt wurden. Er borgte sich eine Grammatik und andere Bücher und holte sich zeitweilig Mat bei dem Dorfschulmeister. Als Teilnehmer an dem drei Monate währenden Feldzuge wider den Indianerhäuptling „Der schwarze Falke“ erwählte man ihn zum Hauptmann einer der Abteilungen des Sangamonterritoriums. Bald darauf kandidierte er zum Gesetzgebungskörper der Landschaft; er unterlag zwar als verhältnismäßig noch Landstreicher, erhielt jedoch zum Zeichen des Vertrauens der Nachbarn in seinem Wohnbezirk eine große Stimmenzahl. Zum Postmeister in New Salem ernannt, stützte ihm der Kauf und Verkauf eines kleinen Geschäftes in Schülden. So fand ihm das Angebot des Postmeisters des Territoriums sehr willkommen, einer von dessen Gehilfen zu werden. Da öfter Elte eignete er sich die erforderlichen Kenntnisse an, um sich alsdann dem Ablesen von Zähmgrenzen, Strafen und Stadtplänen zu widmen. „Das verschaffte Brot“, wie er später zu sagen pflegte, „und hielt Leib und Seele zusammen“.

Im Jahre 1834 drang er mit seiner Wahl in den gesetzgebenden Körper von Illinois durch. Dreimal noch - 1836, 1838 und 1840 - berieten ihn die Wähler als Abgeordneten, dann lehnte er eine weitere Vertretung ab. Während der Session 1831 hatte ihm sein Freund und Gesinnungsgenosse John P. Stuart, ein vielbeschäftigteter Anwalt, zum Rechtsstudium geraten und, um damit zu beginnen, die ersten Gesetzbücher zur Verfügung gestellt. Bereits im Herbst 1836 erwirkte Lincolns eiserner Fleiß die Zulassung als Prozeßvertreter vor Gericht. Er siedelte jetzt von New Salem nach Springfield über, das bald zum Hauptort des Territoriums werden sollte. Und wie sehr in den nächsten Jahren sein Ruf und Einfluß als öffentlicher Sprecher lagen, zeigt am besten wohl der Umstand, daß er 1846 als Abgeordneter in den Kongress der Vereinigten Staaten trat. Gleichwohl zog sich Lincoln bald für längere Zeit vom politischen Leben fast völlig zurück. Er trat erst wieder in den Vordergrund, nachdem mit dem Bruch des



Charles Darwin.

Wissen schließlich sicherlich zum Glücke der Menschheit beitragen wird.

Ich verbleibe, geehrter Herr,

Ihr ergebener

Charles Darwin.

Forschen, um der Erkenntnis willen, und Erkenntnis, um der Menschheit zu nützen, dieses edle Streben füllte das arbeitsreiche Leben Darwins aus. Und mit berechtigter Genugtuung durfte er daher von sich selbst sagen: „Ich habe mein Bestes getan, und mehr kann der Mensch nicht tun.“



Abraham Lincoln.

Von Heinrich Laufenberg.

Ein Mann überragender Genialität und weltumspannender Erkenntnis. Doch ein Mann gerader Gesinnung und aufrechten Willens. Vorsichtig seine Schritte wägend, das nächstliegende Notwendige stets im Auge, ging er

sogenannten Missouri-Kompromisses die Sklavenfrage in Fluss geraten war.

Im Jahre 1819 stand die Zahl der sklavenfreien und sklavenhaltenden Staaten mit je 11 im Gleichgewicht. Da verlangte das Territorium Missouri die Anerkennung als Staat -- eine Forderung, welche die Territorien bei einer Volkszahl von 60 000 Freien erheben durften -- und Verbehaltung der Sklaverei! Der Norden protestierte. Damals ward dann jenes Missouri-Kompromiss geschlossen, wonach künftig kein Staat jenseits $36\frac{1}{2}$ Grad nördlicher Breite mehr als Sklavenstaat zugelassen werden sollte. Das in den nächsten Jahren wiederholt die Zölle erhöht wurden, verschärzte die Gegenseite. Es tauchte die Frage auf, ob Gesetze der Union für die Einzelpaaten verbindlich seien, ob die Union einen Bund souveräner Staaten oder einen souveränen Bundesstaat darstelle, eine Frage, an der sich die verschiedenen Interessen zunächst gruppiereten. Die Südstaaten vertraten als „Demokraten“ die erstere, die Nordstaaten als „Republikaner“ die letztere Anschauung. Diese Parteikonstellation ward denn auch für die Sklavenfrage maßgebend. Von dem Krieg der Union mit Mexiko in den vierziger Jahren hatte notwendig der Süden den Vorteil, da die hier neu gewonnenen Gebiete auf die Dauer eine Reihe weiterer Sklavenstaaten erstehen lassen müssten. Die weiße Bevölkerung des Südens stand zudem in ihrer Auffassung geschlossen da, indem die Sklavenbarone im Norden nicht wenige Anhänger besaßen. Ziemlich zielbewusster trat denn auch die Partei der Südstaaten hervor. Sie drückte ein Gesetz durch, das jeden Staat zur Auslieferung entflohenen Sklaven verpflichtete. Behinderte dies schon die Industrie des Nordens ganz beträchtlich, so bedeutete es für sie einen schweren Schlag, als die demokratische Partei 1853 Franklin Pierce als Präsidenten durchsetzte, der die Sklaverei für konstitutionell unbeschreibbar und die fernere Auregung des Gegenstandes für ein Verbrechen erklärte. Das Missouri-Kompromiss war damit widerrufen.

In dieser Zeit trat Lincoln erneut in die Öffentlichkeit. Er betrachtete den Vorgang als einen groben Bruch von Treu und Glauben auf politischem Gebiet. Nicht nur stand er bald an der Spitze der Opposition in Illinois, die sich unter seiner Leitung als republikanische Partei organisierte, mehr und mehr bedeutete sein Name das Programm der gesamten gemäßigten Richtung der Antislavereibewegung. Angesichts der entscheidenden Bedeutung der bevorstehenden Präsidentschaftswahlen begnügte sich der Kongress der Republikaner, der am 16. Mai 1860 in Chicago zusammenrat, mit der Platform: Keine Ausdehnung der Sklaverei, und präsentierte als Kandidaten Abraham Lincoln an Stelle des Vorführers der radikalen Richtung, Seward, der bisher als Hauptkandidat für die Wahlen gegolten hatte. Es war ein glücklicher Griff; mit starker Mehrheit ging Lincoln als Präsident der Union aus den Wahlen hervor.

Aber dieser Erfolg gab das Signal zum Abfall der Südstaaten, infolgedessen sich die Stimmung weiter Kreise auch des Nordens, wider Lincoln wandte, dessen Person der Anlass der Sezession schien. Lincoln selbst erkannte zunächst kaum den vollen Umfang der Sachlage und den drohenden Charakter des heraufziehenden Gewitters, hoffte er doch, den endgültigen Bruch zu vermeiden. So betonte er in seiner Antrittsrede, es sei sein Vorsatz nicht, an der Einrichtung der Sklaverei dort zu rütteln, wo sie einmal bestehet; selbst zur Auslieferungspflicht bekannte er sich, da sie sich in der Verfassung finde, und diese von ihm ohne Vorbehalt beschworen werde; Blutvergießen und Gewalttat solle nicht vom Norden ausgehen, wie er denn dem Kommandanten des Forts Sumter befahl, nur wenn er

angegriffen werde, von der Waffe Gebrauch zu machen. „Aber,“ so fügte er in jener ersten Verfaßbarung hinzu, „die Union dieser Staaten ist eine unauflösliche.“ Der Norden wollte und konnte sein wichtigstes Absatzgebiet nicht verlieren. Das war der Punkt, der ihn einte und den Lincoln in der Folge immer wieder unterstrich. Als die Größung der Feindseligkeiten durch die Südstaaten an deren langerwogenen Absichten keinen Zweifel belies und ein blutiger Bürgerkrieg zur unerbittlichen Notwendigkeit ward, als das mexikanische Abenteuer der französischen Regierung der Bildung eines südlichen Staatenbundes offen in die Hände arbeitete und wiederholt Verwicklungen mit England drohten, da stand der Norden einhellig hinter seinem Präsidenten und dessen Forderung: Einheit und Unauflöslichkeit der Union, entschiedenste Abwehr jeder Einmischung von außen!

Nur zögernd folgte Lincoln den Stimmen, die auf radikale Maßregeln in der Sklavenfrage drängten. Im August 1861 konfiszierte der Kongress die Eigentumsrechte an solchen Sklaven, die zum Dienst wider die Union verwandt würden. Als darauf der General Fremont mit der Verhängung des Kriegsrechts in seinem Militärbezirk die Eigentumskonfiskation gegen aktive Feinde aussprach und ihre Sklaven für frei erklärte, forderte Lincoln ihn auf, die Proklamation mit dem Beschuß des Kongresses in Einlang zu setzen. Am 6. März 1862 richtete er an den Kongress eine von diesem genehmigte Botschaft, nach der solchen Staaten, die ihren Sklaven allmählich die Freiheit verleihen würden, Geldhilfe sollte gewährt werden, eine Maßregel, die Lincoln schon während seiner Abgeordnetentätigkeit 1849 vorgeschlagen hatte. Allerdings begannen die Verhältnisse die Frage mehr und mehr zu komplizieren. Wie sollte man sich verhalten, wenn Sklaven den der Union ergebenen Herren entließen? Lincoln fand es für gut, hierüber die Generale im Felde von Fall zu Fall entscheiden zu lassen. Nun erklärte General Hunter im Mai 1862 die Freiheit der Sklaven in Georgia, Florida und Südkarolina. Lincoln indes widerrief diesen Akt. „Ob es mir als dem Oberbefehlshaber über Heer und Flotte angemessen sei, die Sklaven eines oder anderer Staaten frei zu erklären, und ob zu irgend einer Zeit oder in irgend einem Falle es sich als eine Notwendigkeit ergibt, unerlässlich zur Aufrechterhaltung der Regierung, solche vorausgesetzte Gewalt auszuüben, sind Fragen, die ich unter meiner Verantwortlichkeit mir selbst vorbehalte.“

Im gleichen Atem wandte er sich freilich an die Weißen jener Distrikte: „Wenn ihr wolltet, ihr könnet nicht blind sein für die Zeichen der Zeit.“ Im Juni untersagte der Kongress die Sklaverei in allen Territorien, den noch nicht als Staaten anerkannten Gebieten, und wieder machte Lincoln einen vergeblichen Versuch, den Süden zum Einsinken zu bewegen. Die bloße Fortdauer des Krieges werde auf die Dauer durch rein militärische Maßnahmen die Institution der Sklaverei zerreißen. „Sie wird dahin sein, und ihr werdet nichts von Wert an ihrer Stelle besitzen.“ Noch im August des Jahres betonte er, sein Hauptzweck sei die Rettung der Union, nicht die Erhaltung oder Zerstörung der Sklaverei; ob mit oder ohne Befreiung von Sklaven, er werde jeden Weg gehen, der zu jenem Ziele führe. Eine Botschaft vom 22. September erst stellte dann den Erlaß der allgemeinen Emancipationsbill für die Sklaven der auffässigen Gebiete am Anfang des kommenden Jahres in gewisse Aussicht.

All das machte auf die Südstaaten wenig Eindruck. Die Ereignisse des ersten Kriegsjahres verließen zu ungünsten des Nordens, und auch das Jahr 1862 brachte ihm keine wesentlichen Erfolge. Der Stromlauf des Mississippi gelangte zwar von New Orleans bis Memphis in die Hände der Nordtruppen, aber die Konföderierten

behaupteten in der Gegend von Vicksburg und Port Hudson eine Strecke von etwa 30 Meilen; genug, „um den Golfsstaaten die Verbindung mit Louisiana und seinen Nebenländern, welche jenen Baumwollstaaten das Getreide lieferten, zu sichern.“ Auch auf dem westlichen Kriegsschauplatz, in Tennessee, verzeichneten die Nordstaaten nur geringe Fortschritte. Auf dem Hauptkriegsschauplatz in Nordcarolina hingegen neigte das Kriegsgesetz unbestritten auf die Seite der Südstaaten. Ein Vorstoß der Nordtruppen auf die Hauptstadt der Konföderierten, Richmond, war misslungen, und in siebenjährigen schweren Kämpfen zurückgewiesen worden. Wohl hatte nach einem erneuten Siege über die Nordtruppen auch das Heer der Südstaaten mit seinem Vorstoß wider Washington sein Glück -- es wurde am Antietam geschlagen --, behauptete jedoch auch in der letzten Schlacht des Jahres bei Fredericksburg das Feld. Dabei rückte sich der Norden, 650 000 Mann unter den Fahnen zu haben, die täglich $1\frac{1}{2}$ Millionen Dollars kosteten! Da erst tat Lincoln den letzten Schritt; am 1. Januar 1863 erschien die Proklamation, die den Sklaven der aufständischen Gebiete die Freiheit gab: „So bezeichne ich, Abraham Lincoln, Präsident der Vereinigten Staaten, in Kraft der mir übertragenen Machtvollkommenheit als Oberbefehlshaber der Armee und Flotte der Vereinigten Staaten zur Zeit des faktischen bewaffneten Aufruhs gegen die Behörden und die Regierung der Vereinigten Staaten als eine geeignete und notwendige Kriegsmaßregel, um berechten Aufstand zu unterdrücken; an diesem ersten Tage des Januar im Jahre unseres Herrn 1863 -- als die Staaten und Teile von Staaten, deren Bevölkerung an diesem Tage im Aufruhr gegen die Vereinigten Staaten begriffen ist, die folgenden: es sind Arkansas, Texas, Louisiana, Mississippi, Alabama, Florida, Georgia, Südkarolina, Nordcarolina, Virginien. Und kraft der vorbeschagten Machtvollkommenheit und zum erwähnten Zwecke bekräftige und erkläre ich, daß alle Sklaven in den aufgezählten Staaten und Teilen von Staaten frei sind und hinfür frei sein sollen -- und hierzu, indem ich es aufrichtig als einen Akt der Gerechtigkeit erkläre, der von der Verfassung gestattet ist, bei militärischer Notwendigkeit, rufe ich das ruhige Urteil der Menschen und die Güte und Gnade des allmächtigen Gottes an.“ Am 2. Februar beschloß das Repräsentantenhaus, dem Präsidenten in der Bewaffnung der Neger freie Hand zu geben.

Die Wirkung zeigte sich rasch. In hellen Scharen stießen die Neger zum Heere der Union, das bald weitere 140 schwarze Regimenter mit über 100 000 Mann zählte. Die Wut der Sklavenbarone kannte keine Grenzen. Bereits im Juli des Jahres mußte eine nachdrückliche Proklamation Lincolns zum Schutz der Sklavenbefreiten ergehen. Für jeden Soldaten der Vereinigten Staaten, der den Kriegsgesetzen zuwider getötet werde, solle ein Rebellensoldat hingerichtet, für jeden, der zum Sklaven gemacht oder in Sklaverei verkauft werde, ein Rebellen-soldat zu harter Arbeit an den öffentlichen Werken so lange, bis jener freigelassen sei, angehalten werden. Ging doch schließlich der Süden selbst zur Bewaffnung der Neger über, freilich „ohne ihre Rechtsverhältnisse zu präjudizieren.“ Im Jahre 1863 kamen Vicksburg und Port Hudson in die Gewalt der Unionstruppen, und damit war eine wichtige Lebensader des Südens zerschnitten. Im folgenden Jahre fiel dann die Entscheidung. Die fühlre Umgangsbewegung des Generals Sherman von Chatanooga in Tennessee her gelang; der wichtige Waffenplatz Atlanta, die Küstenplätze Savannah, Charleston und Wilmington fielen. So zog sich der Ring vom Norden und Süden um das Haupttheater der Konföderierten bei Richmond zusammen, und in der blutigen „Schlacht in der Wildnis“ ward es

entscheidend geschlagen. Anfangs des folgenden Jahres ward Richmond von dem Unionsheere besetzt, ergaben sich die letzten Reste der Südstaatenarmee unter dem befähigsten ihrer Anführer, dem General Lee. Den schwersten und verlustreichsten Anteil an diesen Kämpfen trugen die schwarzen Regimenter. Als die ersten rückten sie in die Hauptstadt des Südens ein, sie hatten den Sieg des Nordens im Kampf für die eigene Freiheit entschieden.

Kurz zuvor war Lincolns Amtsperiode zu Ende gegangen. Aber mit großer Majorität wählte ihn das Volk zum zweitenmal auf den Präsidentensitz. Freilich sollte er den Triumph des Nordens nicht lange sehen. „Da gab es Men-

schen, niedrig genug, mir vorzuschlagen, unsere schwarzen Soldaten von Port Hudson und Olusté in die Sklaverei zurückzuschicken, und so die Achtung der Herren zu gewinnen, gegen die sie kämpften. Würde ich so handeln, ich verdiente verdammt zu werden in Zeit und Ewigkeit. Komm, was da will, ich will Treue halten gegen Freund und Feind.“ Wenige Tage nach einer zu Washington über die Reorganisation der wiedergewonnenen Staaten gehaltenen Rede ward Lincoln im Theater der Stadt von einem Schauspieler erschossen. Aber die Sache, die er vertrat, hatte endgültig gesiegt; jeder weitere Versuch, sie noch zu retten, musste sie um so unrettbarer verderben.

Lincoln erblickte in sich nur ein Werkzeug der Geschichte. „Ich nehme nicht in Anspruch, die Ereignisse gelenkt zu haben, sondern besinne offen, daß die Ereignisse mich selber gefleitet haben.“ Aber wenn die Geschichte ihn auch nicht zu den Bahnbrechern des menschlichen Genius zählt, so gibt sie ihm doch das Zeugnis, daß er in den schwierigsten Tagen einer großen Sache mit unwandelbarer Treue diente und nicht von der Norm wich, die er als die oberste seines Lebens selber gekennzeichnet hat: „Läßt uns Vertrauen haben auf die Macht des Rechtes und in diesem Vertrauen lasst uns den Mut finden, bis zum Ende unsere Pflicht zu tun, wie wir es vermögen und verstehen.“

Proletarier.

Erzählung von C. Fink.

(Fortsetzung)

Ser finstere Blick Friedrichs hatte sich aufgehellt und seine Gestalt war, obgleich er liegen blieb und den Gleichmütigen spielte, voller Leben. „Hat Dein Mann auch Nachschicht, wie mein Alter?“ fragte er das Weib. „Der ist in Sicherheit“, antwortete die. „Für den ist das Arbeiten gut und das Schlafen. Sonst ist er zu mir zu gebrauchen, der Trottel.“

Friedrich lächelte jetzt, und wenn das Mürrische aus seinem Gesichte verschwand, war er mit den hellbraunen Augen und dem immerhin noch frischen Gesicht ein leidlich hübscher Kerl. Er lächelte immer versichter, und weil das Weib so nahe bei ihm stand, tat er einen Griff nach ihren Füßen.

Aber da rückte sie weg und sagte kurz angebunden: „Mach' keine Dummheiten hier!“

Als darauf der Frieder tat, als ob er unter dem Baum über Nacht bleiben wolle und sich nicht regte, herrschte sie ihn an und rief: „So steh' doch endlich mal auf! Du wirst ja mit der Zeit zu faul, um nur zu reden!“ Die schwarzen Augen lachten nicht mehr, sondern blickten finster auf in unverhohlenem Zerger.

Da begann der Mann interessiert ihre Kleidung zu betrachten, von den sauberen Stiefelchen, die das Gras traten, bis hinauf zu dem blumengeschmückten Hute. Und weil ihm diese Kleidung für ihren Stand denn doch ein wenig zu fein erschien, kam ihm etwas ein.

„Hör' mal, Frieda,“ begann er, „die Leut' sagen, Du hätt'st es mit dem Fabrikant.“

Der Frieder hatte ja gewiß nicht vorausgesetzt, daß sich seine Jugendgespielin über diese Verdächtigung groß empören würde; daß sie ihn auf dieselbe hin aber so völlig kaltblütig an schaute und mit dem höchsten Gleichmütigkeit entgegnete: „Mit wem ich's hab', das geht niemand was an,“ das frappierte ihn denn doch, und er schaute sie ein wenig verblüfft an.

Aber die Frieda äffte ihm das in übertriebener Weise nach und sagte frech: „Vor Dir werd' ich mich denn doch am allerwenigsten genieren -- oder bist Du etwa eifersüchtig?“

Da erhob sich Friedrich und lachte auf wie höchst belustigt: „Eifersüchtig? Nein!“

Dies Benehmen kam aber der Frieda ein wenig erzwungen vor, weshalb sie ihn vollends zu ernüchtern gedachte, indem sie recht hämisch bemerkte: „Drum, ich gab Dir auf mich auch noch kein Recht.“

„Aber Dein Mann,“ fragte nun der Frieder, „weiß der davon?“

„Ich was, mein Mann,“ entgegnete darauf aheringähnlich das Weib, „wenn ich dem ein gutes Essen vorstelle und einen halbwegs guten Schlaf“, dann merkt der mir.“

Auf das hin schlug jetzt aber der Frieder einen Ton höchsten Selbstgeföhls an und sagte mit vollster Bestimmtheit: „Das würd' mir denn aber doch net passe.“

Aber da war es an der Frieda, und das mit Recht, hellauf zu lachen: „Wie komisch!“

Dann brach die Ausgelassene in ihrem Gelechter plötzlich ab und sagte, halb um sich zu rechtfertigen, halb um den Frieder zu ärgern: „Mein Verhältnis ist übrigens moralischer als das Deine mit der -- na, wie heißt doch das Mensch?“

„Nur net Mensch sage!“ brauste der Mann streitsüchtig auf.

„Na, Mensch!“ beharrte aber furchtlos das Weib.

Der Frieder verbiss seinen Zorn und entgegnete auf diese eigenartige Moralpredigt nur: „Ich hab' kein Mensch.“

„Was?!“

„Ich hab' mich losgesagt von ihr.“

„Ah!“ Die Frieda war verblüfft.

„Ich werd' mich jetzt verheiraten.“

„Ah! Und Du hast eine Braut?“

„Das geht jetzt nun Dich nichts an.“

Es war zwar eine Schwundelei, was der Frieder mit diesen Redensarten dunkel anzudeuten suchte, aber die Reihe zu examinieren, war jetzt einmal an ihm. Er stellte sich breit vor die Frieda hin und fragte sie, die Hände auf dem Rücken und in einem Tone, wie früher ihr Lehrer - sie waren zusammen in die Schule gegangen - wohl zu fragen pflegte: „Aber was willst Du jetzt hier?“

„Ich hab' keine Ruh' zu Hause! Ich will unter die Leut'! Ich will Musik hören und will tanzen; ich muß sterben, wenn es um mich herum so still ist.“

„So --“ machte darauf mit einem Auflug von Verständnis der Fried; denn er wußte, daß sie keine Kinder hatte. Dann kam er auf das Praktische zu sprechen und sagte kurz: „Hast Du auch Geld?“ Und als sie antwortete: „Es reicht“, sagte er einfach: „Dann komm.“

Sie gingen darauf durch Feldwege weiter, bis sie an eine Straße kamen, welche zur Stadt führte. --

Ungefähr um die nämliche Stunde saß in der Stadt an dem offenen Fenster ihres drei Treppen hoch gelegenen Zimmerchens ein schon etwas älterlich aussehendes Mädchen und träumte. Versunkenen Blickes schaute sie über die Dächer der Hinterhäuser hinweg in die Ferne, bis nicht sehr weit von ihr eine über die ersten hinausragende Gruppe von Baumwipfeln ihren Gedanken eine bestimmte Richtung gab. Die Bäume gehörten zum Garten eines bei der Arbeiterjugend großer Beliebtheit sich erfahrenden Vergnügungslokales. Das Mädchen dachte voller Schninnicht: Dort wär' es sicher lüdlicher als hier -- und amüsanter.

Das hatte seinen guten Grund. Auf dem Heimwege von der Spinnerei, in der sie arbeitete, hatte nämlich ein früherer Schillamerad sie gehänselt und gesagt, sie sehe schon ganz einer alten Jungfer gleich, und der Anger über diesen Spott wurnte noch in ihr fort. Der Gedanke, daß sie am Ende doch noch ganz und gar „sick bleiben“ könne, nagte an ihr, und sie ging hin

und drückte auch noch die Alträume des anderen Fensters, neben dem ihr Bett stand, weit auf, so weit als es ging, denn die Lust in ihrem Zimmer düsterte ihr unerträglich schwül, unerträglicher noch als die an Sommertagen zum Ersticken heiße Staubluft in der Fabrik.

Das taut ihr aber so vor, weil die Lust ihres Zimmers sie an all die langweiligen Stunden gehabt, die sie hier schon verlebt hatte.

Am übrigen aber sah es in dem Zimmer gar nicht so ungemütlich aus. Außer einer zwar alten, aber mit einer schneeweißen, selbstgebärteten Decke gezierten Kommode, dem reinlichen Bett, einem Kleiderkrause, dem zwei blonde Glasvasen mit hübschen Sträuschen lännlicher Blumen ein stattlicheres Aussehen gaben, einer Nähmaschine, einem Tisch mit farbiger Decke und drei Stühlen enthielt das Zimmer an alten Möbeln noch ein bequemes Federloja, über das, ebenso wie bei Kommode und Tisch, Decken und Tischchen hinweglängten.

Die Möbel bildeten die Hinterlassenschaft ihrer, dem Vater vor einem Jahre in den Tod nachgefolgten Mutter. Es waren an Erben zwar noch ein Bruder und zwei Schwestern vorhanden gewesen, aber die hatten ihr alles, samt dem Küchengerät sie hatte bei ihren Vermietern keinen Anteil gelassen, weil sie der Mutter lebte treue Pflegerin gewesen.

Außer diesen alten Möbeln hing über dem Sofa inmitten eines Arrangements von Bildern aber auch eine hübsche neue Uhr, und über der Kommode, auf welcher außer kleinen Kurusgegenständen eine blitzeblaue Lampe stand, ein neuer, größerer Spiegel. Diese beiden Sachen hatte sie sich selber gekauft.

Vor diesen Spiegel war sie jetzt getreten. Sie ordnete ihr hellblondes, gerade nicht sehr schönfarbenes Haar und musterte ihr etwas blaßes und ein wenig hageres Gesicht. Dann brummelte sie nach einer Weile halblaut vor sich hin: „Die Frisur macht mich alt, ich muß mir eine andere angewöhnen.“

Und während sie jetzt gleich daran ging, sich in verschiedenen Haartrachten zu üben, gingen ihr allerlei, ihren Mizzen noch verstärkende Gedanken durch den Kopf. Sie war von jehler brav gewesen, fast zu brav, und sehr still. Die kleine Marie hatte man sie nur geheißen. Aber jetzt sah sie mit ihren dreißig Jahren da und versauerte. Ihre beiden Schwestern waren doch auch nicht um so viel hübscher als sie. Aber sie hatten, obwohl jünger, schon längst Männer, und zwar hauptsächlich infolge ihres lebhafteren Temperaments.

„Ich darf net so spröd' sein!“

Die Marie schaute sich um. Da, sie hatte das gesagt. Es war sonst niemand im Zimmer. Und sie hatte dazu auch noch auf den Boden gestampft; jetzt wiederholte sie dieselben Worte noch einmal ganz energisch: „Ich darf net so spröd' sein!“

Denn sie fand nichts anderes an sich; sie hielt das sille, zurückhaltende Wesen, das sie an sich hatte, für die Hauptursache der drohenden Altjungfernhaft.

Sie war, besonders jetzt, da ihre Lippen schon wellen zu wollen schienen, ja keine Schönheit zu nennen. Das wußte sie ganz gut. Als sie aber nun ihr Haar ganz anders gestellt und denselben mit Hilfe von etwas Gel mehr Glanz verliehen hatte, kam sie sich hübscher vor. Sie betrachtete sich mit steigendem Wohlgefallen und drehte ihr Stöpschen nach rechts und nach links.

Wie sie sich noch so beschautte, da schmetterten plötzlich heitere Läuse durch die Lust und Pausenschläge kamen hinterdrein, und dann jubelte es weiter mit Trompetenschall und Paukenschlag im Walzertakt: das war Musik im „Römer“!

Wie elektrisiert sprang die Marie zum Fenster. — „Dort geh' ich hin!“

Die Wangen bekamen auf einmal mehr Farbe, ihre Lippen wurden voller und ihre Augen leuchteten auf.

Marie holte hastig ihren Hut hervor, zog ein besseres Kleid an und verwahrte das „viele“ Geld, das sie in ihrem Portemonnaie hatte — es war Samstag heute, und sie hatte Zahltag gehabt —, in der oberen Schublade ihrer Kommode.

Sie zählte es vorher noch einmal durch. Das kleine Sämmchen, es waren für vierzehntägige Plage dreißig Mark, kam ihr tatsächlich groß vor und war es verhältnismäßig auch, denn nur die fleißigsten Arbeiterinnen, die schon lange in der Fabrik waren, bezogen diesen Lohn.

Nach einem Überlegen tat sie von diesem Gelde ein Zehnmarkstück wieder in ihr Portemonnaie hinein, das gedachte sie am Montag auf die Sparsamkeit zu tragen; denn sparsam war die Marie; in ihrem Büchlein standen schon an die zweihundert Mark. Dieses Sämmchen sollte ihr, so spekulierte sie, neben dem netten Hansrat schlüsslich doch noch den ersehnten Mann erobern helfen.

Best schloß sie die Schublade mit einer energischen Bewegung ab, warf noch einen prüfenden Blick in den Spiegel und dann schritt sie fest entschlossen hinans — „Gente einen Mann oder niemals!“

Der „Römergarten“ war ein Etablissement recht großstädtischer Art. Als Marie dort anlau, war es schon ganz dunkel geworden. Die Bogenlampen im Garten überfluteten mit ihrem Mondcheinlicht den Rasen, die blühenden Büsche und die sich hinwindenden Wege, auf deren seinem Aries die Liebespaare lustwandelten.

Marie war schon nahe dem Tor und hemmte zögernd noch einmal den Fuß, da tuschelte ihr jemand ins Ohr.

„Gut'n Abend, Schatz“, sang es flüsternd und voll warmer Betonung. — „Warum so allein?“

Marie erschauerte bis ins Innerste, so liebevoll deutete ihr dieser Gruß. Als sie den Kopf wandte, sah sie dicht neben sich einen blonden Mann, und vor dem Lächeln, das seine Lippen umspielte, schlug sie verlegen die Augen nieder.

Aber sie erwiderte, wenngleich auch zaghaft, den Gruß, wandte sich um und ging ihren Weg wieder zurück.

Der junge Mann folgte ihr, blieb beharrlich an ihrer Seite und führte versängliche Reden. Das nach Liebe sich sehrende Mädchen wehrte ihm nicht. Es war der auf „Eroberungen“ ausgehende „Gassenrieder“, welcher die Unerfahrenen mit seinen Späßen und Mätzchen umstrickte. Die Frieda, seine Freundin hatte, da sie merkte, daß er ihr nur gehörig auf die Tasche zu reiten gedachte, an ihrem früheren Schulkameraden bald genug gehabt und ihn sich abgeschüttelt. Drum erging der sich nun hier draußen, während die Leichtsinnige im Tanzsaale

aus den Armen des einen in die des anderen flatterte.

Marie blinzelte verstohlen immer wieder zu ihrem Begleiter empor, welcher, wie sie in ihrer Unschuld dachte, gar kein so übles Aussehen hatte.

Einen ganz besonderen Gesellen hatte sie überdies an seinem Schnurrbart, den er so leck aufgedreht trug. Zimmer von neuem durchzuckte sie der hoffende Gedanke: „Das ist ganz sicher der rechte.“

Der Frieder aber veranlaßte die Marie zu immer vertraulicherem Geplauder und ging immer dichter an ihrer Seite, bis er seinen Arm unter den ihren hatte, was sie stillschweigend litt. An den Gartentoren führte er sie aus begreiflichen Gründen nicht; und die Marie, in ihrem sparsamen Sinn, dentete ihm das keineswegs übel.

Sie meinte zwar nachsinnend, ihn vorhin doch einmal drinnen gesehen zu haben mit einem

Segenshwer.*

Ich kam aus Sand und Kiesern

Zur lauten Welt hinein:
Rote Ziegeln, blaue Schiefern
Umleuchtete Sonnenchein.

Breithelle neue Straßen
Erlänzen Lichtdurchspalt,
Eine Fülle ohne Maßen,
Menschenübersat.

Doch rings ein Lärm und Tagen
Ein Hasten ohne Ruh:
Der Staub hat mich geschlagen, —
Aber ich schritt zu.

Und war ein Reissen und Riegen,
Wo Glück das Glück nicht litt:
Meine Kleider hingen in Tränen, —
Aber ich blieb und schritt.

Ich schritt durch Qual und Schmerzen
Und hat mir nicht gehängt, —
Nach der Tiefe der Herzen
Hat mich nur verlangt.

Und sah die Tiefen liegen
Tief unter aller Qual,
Und bin hinabgestiegen
Sehnend tausendmal.

Franz Diederich.

Frauenzimmer, einem recht zweideutigen, aber sie dachte bei sich: „So sind' ebe die Männer“, und ließ sich ihre rosigen Gedanken nicht verschleißen.

Die beiden durchwandelten langsam das Straßengeviert, bis sie wieder zum „Römer“ kamen. Durch das weite Tor eilten immer neue Paare der Freude entgegen, aber in Marias Brust regte sich nicht mehr der Reid. Nur die Eifersucht drohte sich in ihr Herz zu stehlen, weil sie beim Hinblicken auf eine bestimmte Stelle im Garten den Gedanken an die Frau nicht los werden konnte, die sie in Friedrichs Begleitung gesehen. Da rückte sie unabhölig mit der Frage heraus: „Ist das Ihr Schatz gewesen, vorhin?“

„Mein Schatz? Wo? Wann? Ich hab' doch kein'n — noch nie ein'n gehabt!“ Der Frieder gab sich wie die reinste Unschuld.

Aber Marie glaubte ihm das denn doch nicht so ohne weiteres, und warnte: „Bleibe Sie nur bei der Wahrheit; gerad' dort,“ sie zeigte

* aus: „Die weite Heide“. Stimmungen von Franz Diederich. (München und Leipzig. Georg Müller. Br. 2,50 M.) Wer sich an guten und schönen Gedichten erbauen will, den verweise wir auf dieses Buch.

auf die Stelle, die ihr immer in den Augen lag „hab' ich Sie doch vorhin gesehn'.“

„Ja so o!“ machte da der Frieder. „Das ja mein' Cousin' gewese, 'ne verheirat'te Frau die ist drinne mit ihrem Mann.“

Die Marie ließ daran hin zwar noch einmal ein unglaubliches „So, so?“ vernehmen, aber Frieder spielte den Beleidigten und fragte entrüstet: „Glaube' Sie's net?“

„Doch“, antwortete jetzt Marie, und sie glaubte es ihm. Er machte ja dazu ein so ernstes Gesicht.

Gleich darauf flüsterte er wieder so lieb und die drolligen Späßchen, mit denen er unterhielt, gefielen ihr so gut — kurz: das unerfahrene Mädchen verlor sich bis über die Ohren.

Unter dem Vorwande, er habe kein Schlüssel und könne sonst nicht mehr ins Haus verabschiedete sich Friedrich an diesem ersten Abende sehr bald. Aber das, was er der Frieder im Troze vorgeschnindelt, stand jetzt bei ihm fest: er wollte sich verheiraten. Dass die Marie gerade keine schlechte Partie für ihn sei, davon hatte er sich, trotz der kurzen Zeit, bereits häufig überzeugt.

*

Die beiden trafen sich in der Folge seit täglich. Noch ehe die Liebesblinde den Leidfuß recht kannte, führte sie ihn schon in ihr Zimmer, hauptsächlich auch deshalb, um ihm zu zeigen, was sie alles habe.

Der Frieder lachte natürlich in sich hinein und dachte: „Da darf ich mich ja bloß hineinsetzen ins gemachte Nest!“

Und weil er notwendiger denn je eine Zufluchtsstätte brauchte, sah er über die dreizehn Lenz der Marie hinweg, und die Heirat war eine beschlossene Sache.

Von seinem Lebenswandel erfuhr die glückliche Braut lange Zeit nichts; er betrog niemanden, hinterging sie, wie er nur konnte. Als sie dann aber endlich dahinter kam, war es zu spät: es mußte jetzt heiraten.

Die Verlogene wagte aus diesem Grunde, ihren Verlobten zur Rede zu stellen, anfurcht, er könnte sie verlassen. Aber sie suchte ihre Niedergeschlagenheit zu überwinden, Geschahenes war nicht zu ändern, Friedrich aber vielleicht zu bessern. Sie ließ es in der Folge nicht an liebevollem Zureden fehlen, sie libert sich selber in Zärtlichkeiten, und das schließlich doch einen Erfolg zu zeitigen. Friedrich nahm Arbeit als Tagelöhner in einer Fabrik.

Die nun gerade nicht mehr sehr überglückliche Braut hatte ihren Bräutigam trotzdem des öfteren schon gebeten, sich bei ihren Geschwistern vorstellen zu lassen; jetzt, da er Arbeit hatte und sich bessere Wege vornahm, willigte er ein.

Der erste Besuch galt der Verta, Marias jüngster Schwester. Ihr Mann war Schuhmachermeister. Ein Zufall hatte das Paar zusammengeführt. Sie war als Stepperin in einer Schuhfabrik eingetreten, in welcher er Verführer war, und da hatte die liebliche Heiterkeit des hübschen Mädchens seine Sinne gereizt. Kaum zwanzig Jahre alt und kaum ein halbes Jahr in der Fabrik, wurde sie trotz ihrer Armut seine Frau, mußte es werden, denn in ihren Umständen sie sich zu lassen, das verbot ihr denn doch der Begriff, den er von Ehrenhaftigkeit hatte. —

Als Verta den Besuch in das Wohnzimmer führte, streifte den Bräutigam ein mißtrauisches Blick. Es war alles in allem ein recht kühler Empfang. Der Schuhmacher galt wohl als ein frommer Mann, doch hatten seine grauen Augen etwas Herzloses an sich, und ein Zug von Selbstgefälligkeit lag ihm um den breiten Mund.

(Fortsetzung folgt)